

Geist, Leben und Gestalt

Autor(en): **Brock, Erich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **10 (1942-1943)**

Heft 7

PDF erstellt am: **03.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759900>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Geist, Leben und Gestalt

I

von Erich Brock.

Geistige Werte und natürliche Worte

Ein Schlichtungsversuch in dem zerstörendsten Streit, dem zwischen den natürlichen und den geistigen Werten, der unsere geistig-moralische Position zersprengt und unser Leben zerrissen hat, ja nun sich auch weithin unter den Masken des materiellen Kampfes austobt, erscheint heute dringlich. Denn eine Lebensanschauung, die den berechtigten Bedürfnissen unserer Zeit entgegenkäme, müsste weitgehend auf der Beidseitigkeit des Verhältnisses von Geist und Leben aufbauen. Wir brauchen dazu schwerlich die Vorfrage zu stellen, ob es überhaupt natürliche Werte gebe. Heute finden wir kaum jemanden, der sie durchaus verneinen würde. Wo man sich von der Lehre des ursprünglichen Protestantismus, der die Natur für bis auf den Grund verdorben erklärte, theoretisch nicht zu trennen vermag, da deckt man sich vor den unabsehbaren praktischen Folgerungen auf der einen Seite hinter der naiven Naturfreudigkeit Luthers. Aber auch wo man noch zu stehen glaubt zu der Forderung Calvins nach dem „Untergang des gesamten Fleisches, welches voll von Bosheit und Verkehrtheit und durchaus wider Gott ist“, und zu diesem Zweck nach „der Abschaffung von allem, was wir von uns haben, der Verleugnung und dem Untergang unserer Natur, deren wir vergessen müssen, da sie Gott abgeneigt ist, der Vernichtung unser selbst durch gewaltsame Abschlachtung mittels des Schwerts des Geistes“ (Inst. III 3,8) — auch da bemerken wir nicht die Bemühung, nun das eigene Leben bis ins Kleinste und Innerste im Sinne altpuritanischer innerweltlicher Askese zu entleeren. Der Katholizismus schliesslich arbeitet praktisch noch ganz vorwiegend mit der primitiven Gleichsetzung Geist zu Natur wie Gut zu Böse; aber theoretisch rückt er durchaus davon ab. (Einen nicht unähnlichen Typ vertreten die grossen Systematiker unter den Philosophen, Aristoteles, Leibniz, ganz besonders aber Hegel. Sie reden viel und mit Nachdruck vom einzelnen, Konkreten; untersucht man dies aber näher,

so findet man einen Ableger des reinen Geistes darin, der sich mit selbstsicherster Ungeniertheit seiner Gegenposition bedient. Die junge Schlupfwespe hat die Raupe völlig ausgefressen.)

Dass es geistige Werte gebe, wird gleichfalls nur im Sinne eines gewissen Ressentiments gelegentlich geleugnet, aber auch dies weniger in radikaler durchgehaltener Entscheidung als durch weitgehende, doch allerdings umso gefährlichere Unklarheit der Prinzipien und der Grenzziehung zwischen ihnen. Diese äussersten Stellungnahmen können wir umso eher vernachlässigen, als sie durch die Beantwortung der alsdann zu stellenden, unvergleichlich schwereren Frage miterledigt werden: der nach dem wahren und sachgemässen Verhältnis der natürlichen und der geistigen Werte. Im Falle nämlich Geist und Natur unvereinbar wären, so muss man sich zwischen beiden entscheiden. Eine bewusste Entscheidung wird aber immer schliesslich irgendwie für den Geist ausfallen, da sie selbst etwas Geistiges ist. Und mit dem Geist wider den Geist zu arbeiten, ist eine typische Verzweiflungerscheinung später Kulturzustände, die nicht durchgehalten werden kann. Entscheidung für Ausschliesslichkeit der Natur findet in einer andern Schicht statt. Es hat immer Wenige gegeben, die theoretisch den Geist ganz abschütteln wollten, und Viele, die es praktisch wollten — Viele andererseits, die theoretisch die Natur vernichten wollten, Wenige, die es praktisch wirklich wollten. Menschen, die in ihrer hitzigen, dämonischen, masslosen Natur wie in einem Verliess sitzen und nach der Ruhe, Helle, Kühle, Freiheit, Gleichmässigkeit, Verlässlichkeit des Geistes seufzen, sind selten auf Grund einer radikalen Entscheidung für die Natur in diese Lage gelangt. Denn nicht umsonst haben seit Epikur alle, welche die Natur für selbstgenugsam erklärten, den Geist als ein Element der Mässigung, Verfeinerung, Genussicherung mithineingenommen. Auf der andern Seite sind diejenigen Menschen, welche durch Zerstörung der Natur allein auf Fristung mittels des Geistes angewiesen wurden und nun erst in einer Hölle von Entbehrung ermassen, in welchen Tiefen des Geistes die Natur lebenspendend mitanwesend ist, lebend dörrend sich zu entziehen vermag — diese Menschen haben sich wohl seltener in ihre Lage wirklich hineingewünscht als

dass sie ungewollte Opfer ihres abstrakt-spiritualistischen Fanatismus wurden.

Dass es so selten sich ergibt, die Angewiesenheit des Geistes auf die Natur und umgekehrt zu ermessen, beruht auf der Seltenheit der extremen Fälle. Sowohl in den Fällen unechten und unehrlichen Zusammenspiels von Natur und Geist wie auch in denen, wo beide vor dem Konflikt und der Fraglichkeit in ungrundsätzlicher Instinktivität beieinanderleben, kann man praktisch das Dasein mit einem solchen bestehenden Verhältnisse lange Zeit bestreiten. Aber die wirkliche Rolle, die beide Faktoren im inneren Haushalt spielen, die tieferen Baulinien ihrer Beziehung können so nicht erkannt werden. Infolgedessen hält das Verhältnis dann auch keine stärkeren Stösse aus. Wie die Naturforscher die Verrichtungen eines Organs, besonders im antagonistischen Sinne, nur völlig aufhellen können, indem sie experimentell ihr Ausfallen herbeiführen, so ist es auch zwischen Natur und Geist. Selbst wo eine freiwillige radikale Entscheidung zwischen ihnen getroffen worden ist, und die Ueberzeugung anhält, man habe das einzig Gute gewählt, ergeben sich subjektiv wie objektiv derartige Mangelercheinungen, dass daran die Rolle des fehlenden Faktors sich klar abzeichnet. Nur der bis zum Aeussersten entbrannte Gegensatz, das unterste Auseinanderklaffen der beiden Prinzipien ist, was die Grundlage dauerhafter Vereinigung lehren kann.

Allerdings scheint zunächst dies Entbrennen, dies Auseinanderklaffen nichts anderes zu lehren als die tiefere Ausschlusslichkeit, die dem Geist und dem Leben innewohnt. Und soviel bleibt daran von vornherein unbezweifelbar: dass so wenig wie die blosse Instinktivität auf lange Sicht gegen diesen Widerstreit hilft, ebensowenig er durch eine vernünftige, wie ein Schema über den Einzelfall zu legende Formel zu schlichten ist. Alle tieferen Widerstreite des Daseins entziehen sich solcher Schlichtung, und der uns hier beschäftigende ist darum eine Art Urtypus dieses Sachverhaltes, weil jene Art der Schlichtung ja hiesse, über den Gegensatz von Geist und Leben einfach abermals den Geist zu erhöhen als Richter. Das ist ja durch viele Jahrhunderte geschehen und hat nun der entgegengesetzten Parteilichkeit gerufen. Aber wer einmal mit dem

Geist konfrontiert war und von ihm gekostet hat, kann nur durch die Lüge hinter ihn zurück. — Dass diese beiden Annahmen möglich waren, zeigt bereits, wie ausserordentlich bei Geist wie bei Natur Möglichkeit und Strebung ist, sich absolut zu setzen. Und in der Tat sind Geist und Leben die zwei aus innerstem Wesen absoluten Mächte unseres Daseins, von denen jede im tiefsten uns ganz und absolut beansprucht. Dass es zwei Mächte sind, darin liegt fast alle Tragik unseres Seins beschlossen.

Die Absolutheit des Geistes und die Absolutheit des Lebens

Dass der Geist absolut ist, war den vergangenen Jahrhunderten selbstverständlich. Und sagen wir nur gleich: auch für uns muss er das sein, so weit wir nicht etwa in einem instinktreichen und äusserlich begünstigten Zustand relativer Sicherheit auf Zusehen uns halten können. Sobald die Anfechtung und Beanspruchung mehr ins Mittelste und Wurzelhafte greift, so hängt alles davon ab, dass wir eine Instanz wissen, die rein aus ihrem eigenen Sinn und unter allen Umständen, im Masse wie dieser Sinn bejaht und ergriffen wird, der Bemühung zu Gebote steht; — und dies eben als Gewissheit, Anwesenheit, Ueberlegenheit, Wirkkraft des Sinnes überhaupt. Der Zugang zu dieser Instanz soll von nichts abhängen, was nicht dem bis zum letzten angespannten guten Willen schliesslich durchlässig wird. In diesem Sinne können wir trotz mannigfacher Einzelvorbehalte Geist, Wille, Glaube auf eine Formel bringen; und als solche bietet sich das an, was Aristoteles zum leidenschaftlichen Bedenken und zur Erörterung für zwei Jahrtausende, ob dies Gottes, ob es dem Menschen zugehörig, den „tätigen Geist (intellectus agens)“* nannte. Es ist eine frei schwebende, durch nichts, weder sinnlich-inhaltlich noch organisch noch durch irgendeine Gefühlslage bedingte, aus sich selbst fliessende Funktion reiner Vernunft und Sinnhaftigkeit. Ohne diesen Gedanken kommt der bewusster Mensch tatsächlich nicht aus. Wer von dem Weg dazu nichts weiss noch hat, ist auf die Dauer nichts als ein von

*) Genau genommen: Bei Aristoteles selbst hat der Begriff noch nicht diesen Namen, sondern den des „leidenslosen Geistes“.

sich selbst und allen Gründen losgerissenes, sinn- und haltlos hin und wider getriebenes Trümmerstück.

Soweit sollte Einigkeit herrschen über die Absolutheit des Geistes. Aber was heisst nun hier „absolut“? Nichts liegt näher als diesen Ausdruck so zu verstehen, dass er volle Selbstgenugsamkeit einschliesst — wie es die Jahrtausende wirklich gemacht haben. Dies würde also bedeuten, dass dem Geiste das Vermögen zugeschrieben wird, alles aus sich zu erzeugen, was der Mensch zum Dasein und dessen Mehrung braucht. Es ist kaum ein Zweifel erlaubt, dass der Geist in seinen letzten Tiefen dies Vermögen wirklich besitzt; kein Zweifel also, dass die Fälle hoher Mystik, äusserster seelischer Askese wirklich die Möglichkeit eines Zustandes beweisen, in dem der Geist irgendwie sich selber das Leben ist: eines Zustands, in welchem der Geist, wie Aristoteles mit Hinblick auf seine Metaphysik ahnte, nun auch wirklich als reine Tätigkeit und Gegenwärtigkeit keinen Inhalt hat als sich selbst, keinen sinnlich-lebendigen Stoff von aussen her mehr braucht. Diese Menschen essen nichts mehr und werden aus dem Geiste ernährt, sie tauen Eisblöcke mit ihrer geisterzeugten Lebenswärme auf, sie schliessen die Augen und wandern mit innerer Zielnahme sicher über Gletscherwüsten hin, ihre Sinne sind tot, und im Inneren quillt ihnen verlässlich unerschöpfliches Leben. Es ist fast unentbehrlich zu wissen, dass es dies gibt — unentbehrlicher als um alle je von Menschen erdachten Dogmen zu wissen. Aber die Zahl derer, welche zu solchen letzten Erfüllungen berufen sind, ist unvorstellbar gering. Und viele, die sich's vermessen, sind in den Gletscherwüsten des Geistes verdorben und gestorben.

Denn das alles ist nicht die eigentliche menschliche Bestimmung. Gemeinhin macht der Mensch immer wieder die Erfahrung, dass so oft er genötigt ist, mit dem, was von ihm abhängt, also mit Willen, Glauben, Denken auszukommen, er bald in eine leere Selbstverstrickung gerät, wo er, auch wenn er sich über sich hinaus einem Höheren hingeben will, sozusagen zäh an den eigenen Fingern sich hängen bleibt, sich mit aller Bemühung nur tiefer in das eigene Nichts hineinarbeitet — und dass dann die Hülfe irgendwie unverbunden von aussen gegeben wird. Der Glaube ist eben kein mechanisches

Prinzip, das geradlinig aus sich selbst und gewissermassen magisch wirkte. Sondern was geglaubt werden muss, ist eben dies, dass das zum Leben Unerlässliche rechtzeitig von aussen und aus dem, was nicht von uns abhängt, gegeben werde — allerdings nicht ohne dass wir selbst im Geist und Glauben Stand fassen und nach Kräften behalten. In diesem Sinne ist der Geist absolut und muss an sich festhalten. Will er von da aus seine Absolutheit aber wieder allumfassend systematisieren und schematisieren, so wird ihm das von einer höheren Macht zerbrochen; denn nur diese selbst übergreift das Aeussere, das Leben mit. Sie behält sich allein vor, von da aus, von dem aus, was in uns und um uns nicht von uns abhängt, frei den Sinn des Geistes zu erfüllen. Sie ist es, die das Leben gewährleisten muss; der Geist hat sich selbst zu gewährleisten, wobei aber die Tragweite dieser Gewähr sich darin misst, dass der Geist eben seine Erfüllung nicht in sich selbst hat.

Dass es andererseits nicht nur zu sinnvoller, ja zur Existenz überhaupt auch ein unerlässliches Mindestmass von Leben, Lebensgefühl, ja Fülle und Glück braucht — sondern dass „Leben“ in sich absolut und allumfassend zu sein beansprucht — das fühlen die Menschen meistens ja deutlich und lassen sich in ihrem Streben davon bestimmen. Ein klares, wesen-erhellendes Bewusstsein aber dieser Absolutheit ist fast nur im Verlustfalle möglich. Und dann kann einer, der zu viel Scharfsinn und geistige Ehrlichkeit hat, um den Verlust des Lebens zu verdrängen, ansichtig werden, wie das Leben seine Absolutheit meint.

Ist einer nicht eilig objektiviert, so erscheint dann notwendig gegenüber der geringsten Regung des Lebens der Geist als der Inbegriff von Leere, Wesenlosigkeit, Abgeleitetheit, Nichtigkeit; die geistige Existenz als Bitterkeit, Ausgeschlossenheit, Uebergangenheit — als Selbstbelügung mit jämmerlichem Ersatz des Eigentlichen. Der richtigste Gedanke erscheint dann schon als Gedanke als widerlegt. Der Geist erscheint wie das blasse Abbild einer Wirklichkeit, wie überflüssige Spiegelung und Begriff der Sache selbst, wie hohler Schall des Namens, wie Oberflächenerscheinung eines Substantiellen — wie Klang der Münze und Duft des Bratens, die der hungrige

Eulenspiegel aufeinander bezog. In diesem chronischen Gefühl des Hungers ist die geistige Erkenntnis, die daraus erwächst, nicht mehr ein lustvolles Sich-ihrer-selbst-versichern und Zusiich-selbst-kommen der Dinge, sondern nur noch wie ein Schrei, der nicht erleichtert und doch herausbricht — ja noch das Lebendige weiter zerfetzt. Durch seine Selbstverständigung kann der Geist hier höchstens Ruhe aber nicht Wirklichkeit, Einschläferung aber nicht Sättigung, Befriedung durch Entleerung aber nicht durch Erfüllung verleihen. So zeigt sich dann die Absolutheit des Lebens, gegen welche innerhalb seiner unabweisbaren Fragestellung nichts aufkommt, ja ohne oder gegen die sich nichts Geistiges von irgendwie vorletztem Rang überhaupt behaupten kann.

Das Tragische für den Menschen ist, da er doch einer ist, dass die beiden absoluten Ansprüche an ihn weitgehend in verschiedenen Ebenen erfolgen und doch ihn ganz fordern. Die Forderung des Lebens ist völlig auf die Gegenwart gerichtet. Die Gegenwart ist das einzige Sein, das uns zugänglich ist. Die unerbittliche Absolutheit des Lebens fragt, ob etwas jetzt und hier wirklich ist. Ja, wenn es einen lebendigen Gott gibt, so ist er in der Gegenwart ganz und er selbst — oder nie und nirgends. Im Reich des Geistes dagegen wird es fast missachtet, ob und wie dieser oder jener Augenblick gelebt wurde. Was verfehlt wurde, was nichts blieb, kann in der unterschiedslosen Unendlichkeit immer noch etwas werden. Hier steht alles absolut auf Werden, auf Fortschritt, Entwicklung, Sollen, Glaube, Wille — kurz auf der Zukunft. Das Leben dagegen ist das absolut Berufungslose; Nachholen gibt es nicht. Unkenntnis seiner Gesetze schützt nicht vor Strafe. Der Geist dagegen hat zu seinem innersten absoluten Wesen die Berufung gegen das So-sein des Gegenwärtigen, gegen den Augenschein; er ist selbst absolut die Umkehrung der unbefriedigenden Vorderwelt in eine konstruierte bessere Hinter- und Ueberwelt.

Da Geist und Leben so aneinander vorbeireden, so gibt es für den Menschen zwischen den beiden Mühlsteinen ihrer Absolutheiten kein mechanisches Rezept endgültiger Ueberwindung, keine dingliche Sicherheit des Darüberstehens. Stünden aber diese beiden Absolutheiten und ihr Anspruch sich einfach in

gleichmässiger Beziehungslosigkeit gegenüber, so wäre alles Menschensein ein Chaos. Dass beide trotz allem einander suchen und aufeinander angewiesen sind, zeigt sich auf mannigfache Weise. Das Leben vermag, über sein rein Vegetatives hinausgelangt, sich nur auf einer gewissen Festigkeit des Geistes anzusiedeln. Der Geist muss, auf sich zurückgeworfen, immer wieder das Leben zu erwerben trachten, da er in sich ohne Substanz ist. Besonders aber (dies ist ein allgemeineres Gesetz menschlichen Wesens) wenn beide sich je am stärksten in sich selbst spannen, bricht das andere, das Gegenglied in ihnen auf. So will das Leben nach Simmels schöner, von dem Eindeutigkeitsbedürfnis der Gegenwart vergessener Formel am Punkte des innigsten Mehrlebens mehr als Leben: also Geist. Der Geist bricht, sobald er intensiv und bewusst wird, seiner ganzen Länge nach auseinander in Paare von Urgegensätzen, wie Sein und Werden, Inhalt und Form, Denken und Denkgegenstand usw., wobei immer die eine Seite das Leben darstellt. Doch übergreift in diesen beiden Selbstaufspaltungen sowohl Geist wie Leben je sein Gegenteil und sich selbst. Die letzte Formel dieser besonderen, eine Art Hassliebe bedeutenden Verzahnung von beiden ineinander möchten wir die Rückbezüglichkeit des Unbedingten auf das Bedingte nennen.

Das Unbedingte und das Bedingte

Die Dialektik des Absoluten, in deren Schlünden sich die Jahrtausende vergeblich um eine endgültige Lösung dieses letzten Rätsels alles Denkens und Seins bemüht haben, wird am besten an ihrem Urfall, am Verhältnis von Gott und Welt klar. Gott ist unbedingt. Er bedingt seinerseits alles andere. Aber ist die Unbedingtheit als Un-bedingtheit nicht ihrerseits durch das Bedingte bedingt? Oder was bleibt uns vom Unbedingten, wenn wir ganz absehen vom Bedingten und dieser seiner Verneinung im Unbedingten? Gilt hier nicht der bekannte, in hundert Sprachen des philosophischen Denkens abgewandelte Vers des Angelus Silesius?

Ich weiss, dass ohne mich Gott nicht ein Nu kann leben,

Werd' ich zu nicht, er muss vor Not den Geist aufgeben.

Das Denken ist nie über die folgende Alternative hinausgekommen: entweder man macht letzten Ernst mit dem gemein-

ten Sinne der Unbedingtheit und schneidet also ihre Rückbe-
liehkeit völlig ab, durch welche sie und ihre Denkbareit
wieder vom Bedingten bedingt ist. Dann hört eben alles Den-
ken auf. Will man aber dann doch noch etwas von Gott er-
kennen (und wir können nicht ohne dies sein), sucht man
also dann in sein Sein ohne und vor der Welt einzudringen,
so behält man das nackte Nichts in der Hand. Oder aber
man denkt in aller Ausdrücklichkeit die Wesensbedingtheit
des Unbedingten durch das Bedingte. Dann kann man wohl
das Wesen Gottes aus der Welt zu ergründen suchen, aber
was man so in der Hand behält, ist immer nur das Alles, nie
seine Ganzheit in Gott; alles ist dann Gott und darum alles
Welt. Alle Dinge und Gott sind dann nur noch an ei-
ander etwas. — Praktisch lässt sich wohl die Einheit dieser
gegensätzlichen Betrachtungsweisen herstellen: Indem wir
uns Gott ganz hingeben, heben wir uns selbst auf und voll-
ziehen damit die Absolutheit Gottes im schlichten Sinne. Aber
sobald der Gedanke nur von ferne daran rührt, so sehen wir,
dass diese Absolutheit und ihr Vollzug eben durch die Auf-
hebung unser selbst bedingt ist. Die Lösung liegt hier al-
lein in einem fortlaufenden, alles einsetzenden Handeln: einem
innerlichen Loslassen unser selbst und aller Dinge in das
übergreifende Halten hinein, mit dem Gott alles hält. Aber
loslassen und hingeben kann man nur, was zuvor ergriffen
und festgehalten worden ist. Je absoluter, anspruchsvoller es
ergriffen war und immer wieder wird, desto tiefer kann und muss
das Loslassen sein, desto breiter öffnet es sich in den Reichtum
Gottes hinein. Das Unbedingte wird für uns desto unbeding-
ter, je stärker wir das Bedingte setzen und je stärker wir es
darum aufheben können. Der Mensch muss kräftig er selbst
sein, damit er kräftig Gottes sein könne. Und diese beiden Po-
sitionen steigern sich gegenseitig noch weiter. Indem der Mensch
sich über sich selbst hinweg Gott als dem absolut Lebendigen
hingibt, wird der Wille in ihm wiederum mächtig angefacht,
das Leben in seiner Anwesenheit und Gegenwärtigkeit wieder
zu ergreifen; und indem er von neuem hineingezogen wird,
muss er sich abermals tiefer in Gott hinein befreien. Der Geist
hat nur im Leben einen Angriffspunkt, nicht in der leeren
Reinheit der Enthaltung.

Die Richtung, in welcher die Lösung liegt

Es scheint demnach, dass die Richtung, in welcher die absoluten Ansprüche von Geist und Leben zusammengebracht werden können, auch nicht ins Schwächere, Dünner, in die Herabsetzung der Intensität hinein, welche Berührung und Reibung vermindert, sondern in die Heraufsetzung, ins Reichere, Stärkere und darum Verstricktere hinein zu suchen sei. Das ist nur möglich, wenn der Gegensatz von Geist und Leben, wie er fix vor uns zu stehen scheint, in Bewegung gebracht werden kann. An sich ist es so, dass Geist und Leben nicht eins und nicht zwei, nicht mit und nicht ohne einander sein, nicht in Frieden und nicht in Unfrieden miteinander stehen können. Weder ihre gegenseitige Bindung im Menschlichen, noch ihr unbändiges Darüber-hinaus-ragen ins Leere scheint ihr wesentlicher, dinglich stabiler Zustand zu sein. Der Geist hält alles von oben her, an ihm hängt alles; das Leben trägt alles von unten her, auf ihm ruht alles. Zieht der Geist sich zurück, so verdickt sich alles und versinkt in sich selbst; zieht das Leben sich zurück, so höhlt sich alles aus und verfliegt. Wie nun die Gegner aus diesen Fronten herausmanövrieren? Indem wir die Fühlung zwischen ihnen vermindern, indem jeder der beiden sich in sich selbst zurückzieht, oder indem sie sich gegenseitig unaufhörlich übergipfeln?

Im Falle zunehmenden Konfliktes wird meistens von den Menschen der erstere Weg gewählt, allerdings vorwiegend unbewusst. Meistens rafft man dann ziemlich mechanisch zusammen, was an Geist und Leben kümmerlich noch um den Weg ist, und taucht das trübe Gemisch auf den Namen einer grossen Entscheidung, von der man zu leben meint. Zum Beispiel man glaubt, rein auf der Natur zu stehen, und nimmt in naiver Weise so viel vom Geist hinein, dass inhaltlich etwas leidlich Haltbares, ja Befriedigendes herauskommt. Aber wo gegen den Geist die Nase gerümpft wird, und er doch zur feineren Würze des Lebensgenusses verstohlen herbei muss, da ist zunächst er so in seinem tieferen Wesen verleugnet, dass eine echte Fruchtbarkeit nicht entstehen kann. Wo aber unaufhörlich gegen die Natur deklamiert wird, in den Pausen aber immerhin ihre Gaben hinterrücks und undankbar genossen werden, da ist vor allem die Natur beschmutzt und

um ihre wesentlichen Möglichkeiten gebracht. Je weiter diese unorganischen Entscheidungen getrieben werden sollen, desto übermächtiger werden die Möglichkeiten, in die Lüge abzubiegen, desto verführerischer die Erleichterung, welche von der Schwächung der beiden ineinander verbissenen Parteien, von der Lockerung des Drucks und Gegendrucks und der Versmälerung der Angriffsfläche erhofft wird. — Dabei gleicht hier wie so oft das falsche Verhalten dem wahren so nah wie mancher Giftpilz dem essbaren. Statt mit schöner Instinktsicherheit nur durch das Zurückschwingen in sich selbst das Ungemässe abgleiten zu lassen, versagt so mancher, der aus dem Gleichgewicht von Geist und Leben geraten ist, sich mit Verbissenheit dem Geiste und seiner Entschiedenheit, um sich in dumpfer Lebendigkeit festzustemmen. Den Verlust des wesentlich Lebendigen vergessen und ersetzen die Menschen dann mit billigen Leidenschaften der tiefelosen Selbstbeziehung: Habsucht und Geiz, Macht- und Herrschgier, Eitelkeit und flache Wichtigtuerei mit sich selbst, Sensations- und Neugier, politische und Parteiwut, ja Essen und Trinken. Und Andere, denen das Leben unmittelbar abhanden kam, versuchen sich auf mannigfache Weise auf einem zu kurz und mechanisch gesehenen Geiste anzusiedeln. Der fast körperliche Schmerz, den die Begegnung mit dem freien und stolzen Leben dem seiner Enterbten bereitet, ist so ausserordentlich, dass nur der gegen die Unwahrhaftigkeit zu jeder moralischen Anstrengung Entschlossene ihm standhalten kann. Die Andern werden lieber den ganzen geistigen Kosmos und seine Wertskalen auf den Kopf stellen, als ihr negatives Verhältnis zu seinen Gütern, wie es sich darstellt, anzunehmen. Man putzt sich dann seine Lebensschwäche, z. B. die des Alters, als Geist auf, erklärt für objektiv wertlos, was man nicht mehr positiv empfinden kann. Man glaubt in dieser Vereinfachung und Zusammenziehung des Lebens die Macht des Geistes zu besitzen, und bringt sich doch in Wahrheit nur von Lebensresten durch, die vielleicht mit einiger wirklich aus dem Geiste stammender Bescheidung versetzt sind. Alles wird geistig so angeordnet, dass man sich und den Andern auferlegen kann, Armut und Schwäche in diesem trügerischen Geistgewande seien das Gute, Richtige, Wertvolle. Dabei ist auch hier das

falsche vom richtigen Verhalten nur durch eine feine, doch bedeutsame Linie geschieden. Der Geist hat, wie wir schon sagten, wirklich etwas von dieser Umkehrung, diesem Protest gegen den Augenschein; aber sinnvoller Weise nur nach ausgiebiger und immer erneuter Ernstnahme der unmittelbaren Wirklichkeit, auch wenn sie uns rein ihr Nein zukehrt — nicht aber im Sinne eines bequemen Mechanismus, der dies Nein ein- für allemal umbiegt und von uns abhält. In diesem Falle wird die Schwäche zur Weltanschauung und erlaubt so, aus dem mittelsten Konflikt des Lebens, dem nämlich, seinen Ansprüchen entsprechen zu müssen und doch nicht zu können, sich grundsätzlich herauszuziehen und die unbegrenzte weitere Anstrengung einzustellen — heisse dies Verhalten dann in philosophischer Sprache Weisheit oder in christlicher Beruhen auf den Verheissungen an die Schwachen (als solche).

Kraft und Schwäche

Erleichtert wird solcher Irrtum dadurch, dass wirklich Beziehungen von Schwäche zu positiven Werten bestehen. Der Schwache ist zuweilen feiner, der Anlage nach geistiger als der Starke. Es gibt Zeitabschnitte der Schwäche im Leben, wo diese wesentlich als der (wie man in der Musik sagt) Vorhalt einer noch verborgenen, desto grösseren Kraft fungiert. Es gibt ferner eine Schwäche, der die Kraft im nötigen Augenblick nicht geschenkt, aber doch geliehen wird. Allein alle diese Schwächen sind etwas Wesenhaftes nicht durch sich selbst, sondern durchaus als Möglichkeiten über sich hinaus. Schwäche an sich und schlechthin ist in ihrem Masse das wahre Nichts. Dies zu verkennen ist nur dadurch möglich, dass wenige Menschen aus Erfahrung wissen, was dies, was Schwäche überhaupt bedeutet. Man stellt sich vielleicht unter Kraft einzelne brutale Aufgipfelungen vor. Die meisten wissen nicht, dass auch jedes Denken, Fühlen und Sein, jedes Aufnehmen und Antworten, jedes sinnvolle Sichregen des Lebens und des Geistes physiologische und moralische Kraft erfordert; — welche auch nicht vorhanden sein kann. Sie wissen nicht, in welchem Masse dann das Dasein von allen seinen auch kleinsten Zielen abgeleitet, wehrlos, vergeblich, schmutzig und schmerzhaft wird. Sie denken, dies seien ausgefallene Zu-

stände, welche sie nicht zu fürchten haben; denken vielleicht, sie seien aus ihrer Geistigkeit jeder Schwächung insbesondere der Natur zum vornherein gewachsen. So kann man dem gegenüber ebenso zum vornherein sagen: wer der Natur gegenüber Grosstun zu können glaubt, weiss nicht, was er tut — und weiss insbesondere nicht, wovon er lebt. Umsomehr als die Wenigen, die wirklich gezwungen oder freiwillig aus dem Geiste heraus leben, meistens keineswegs dies Bedürfnis des Grosstuns vor der Natur haben, sondern im Gegenteil dasjenige nach einer Ehrfurcht vor ihr. „Wer das Tiefste gedacht, liebt das Lebendigste.“ — Es gibt aber auch eine Entkräftung durch Fehlen des Geistes. Es gibt eine Roheit, Gemeinheit, brutale Selbstsucht, welche die natürlichen Instinkte einen Augenblick in voller ungeschlachter Kraft zu zeigen scheint, aber bald ihre auf Grund bewusster ruchloser Absage an den Geist erwachsende Substanz- und Wesenlosigkeit als eine scheussliche Schwäche herausstellt.

Dass diese äussersten Schwächegrade sich selten selbst offenbar und fühlbar werden, liegt am Ausbiegen der Menschen davor. Irgendeine abgelegene Nahrung für das Geltungsverlangen erfindet sich der Selbsterhaltungstrieb fast jedes Menschen noch, um sich daraus das Bewusstsein zu zimmern, er sei und könne doch noch etwas Rechtes. So sieht man Menschentrümmer aus den zerschlissenen Abfällen ihrer selbst und der Dinge ganz heiter leben. Und solches Bewusstsein, solches Lebensgefühl gibt eben doch noch eine gewisse Kraft her. Erst wenn der Mensch diese Flucht nicht mehr will oder kann, fällt er da hindurch in seine wirkliche Schwäche hinein bis auf den Grund. Und wenn auch rein lebensmässig das Wenige immer dem Nichts vorzuziehen bleibt, so ist in einer letzten Sicht es doch vielleicht besser, vom Schicksal so scharf angepackt zu werden, dass überhaupt keine Existenz mehr möglich ist, ohne über das Unzulängliche irgendwie hinauszufinden; — besser als in einem mittleren Zustande des Unglückes, wo man sich noch einigermaßen hinfristen und auf der Stelle halten kann, doch ohne tiefere Freude und Ertrag das Leben zu verzehren. Nur durch metaphysische Härte wird das Letzte aus den Menschen herausgeholt. Dies soll wohl sein; und zunächst sehen wir nicht weiter, als dass

darum viele an jener Härte zugrunde gehen.*) Denn wer nicht über das Unzulängliche hinausfindet, bleibt eben darin. Wer nichts als die Schwäche, das Nein mehr hat, und weiterlebt, ist nichts. Wer stehen bleibt, wird zerstört. Mit dem Fall, mit welchem die Theologen gern exemplifizieren, dass dem Menschen in sein Nichts ein grosser Antrieb gewaltsam eingepflanzt, ja gar der Weg selbst erspart und das Ziel in den Schoss geworfen wird, ist gar nicht zu rechnen. Gott ist nicht barmherzig; es gibt nichts, was dies zu denken nahelegte oder auch nur erlaubte; es gibt auch keine moralische Notwendigkeit, es zu denken (wohl dagegen eine solche, Gott Güte beizulegen). Alle grossen Religionsdenker haben das gewusst, Aeschylos etwa, der Verfasser des „Hiob“; sie lassen die steinerne Härte des Weltlaufs, die von dem Geistig-Moralischen in seinem inhaltlichen Unbestand kaum geritzt wird, unzerredet stehen. Erst in den schwachen Zeiten, wo auch das Aeussere infolgedessen überschwer in Unordnung gerät, wird der mitleidige Gott aufgebracht. Es handelt sich aber auch sachlich nicht darum, dass den Schwachen etwas geschenkt, dass dem Sachverhalt abgehandelt, dass Welt und Wert den Kleinen und Schwachen überantwortet werde. Sondern da die Kraft immer und endgültig entscheidet, handelt es sich einzig darum, dass die Schwachen stark werden. Diese Forderung ist von unnachlasslicher Eindeutigkeit. Es gibt als irgendwie wesenshaltigen Zustand nur Starksein oder Starkwerden. Wer aber sich bemüht, und so, dass er nicht die Bemühung, sondern ihr Ziel will, der entfesselt hohe Mächte für sich, auch wenn die Müdigkeit ihn übermannt (2. Tim. 2,13).

Vorwärts, nicht zurück

So liegt auch die Lösung zwischen Geist und Leben nicht im Rückzug ins Schmalere. Die an Geist und Leben dürftig sind oder sich so machen, haben dann wohl Frieden, aber sie sind heillos. Es ist ein Irrtum, dass der Friede der Dürftigen dem Geiste, ja Gott näher sei. Auch Blutentzug oder Schwä-

*) Da für unsern Augenschein weit mehr an der Schwere und Kargheit ihres Schicksals moralisch zugrunde gehen als an zu geringer Härte, so ist diese Härte jedenfalls nicht als ein Mittel in die Hand des Menschen gegeben.

chung der Sehkraft bewirken dies nicht. Nichthandelnbürdet keine Verantwortung ab. Das Masshalten des Schwachen ist wertlos. Es gibt keine Geistigkeit, keine Güte, keine Frömmigkeit ohne Kraft, sondern nur leere gegenstandslose Gebärden davon, auch wenn man die eigene Kraftlosigkeit noch dadurch positiv zu wenden meint, dass man sie in Gott hineinfühlt. Gottes Streitüberhobenheit kommt aber keineswegs daher, dass er dünner, enger, kälter, falsch einfältiger, lebensflüchtiger wäre als wir. Er beschäftigt sich keineswegs, wie uns viele Philosophen vorspiegeln, mit Nachdenken über die Winkelsumme des Dreiecks. Auch ist er nicht, wie die Naturalisten sagen, von dumpfer Sorg- und Hilflosigkeit den Lebensverwicklungen seines Gemäches gegenüber. Gott ist immer der Erfülltere. Je mehr wir in diese Richtung gehen, und damit tiefer in den Konflikt gelangen, desto näher sind wir ihm und seiner Hülfe. (Dies ist allerdings nicht als eine ruhende Formel aufzustellen.) Die Pforte zu ihm ist wohl eng, und wir müssen Haut, Haare und Glieder daran lassen. Aber nur der gelangt hindurch, den der Drang der festgehaltenen Breite hindurchpresst. Freiwillige Geist- und Lebenskrüppel kommen nicht hindurch, gelangen nicht wieder zu ihrer Vollständigkeit. Wir dürfen das Eis des Geistes, das Feuer des Lebens, zwischen die wir gestellt sind, nicht von uns abtun; erst im Aether der Ewigkeit vereinigt sich beides ganz. Der geistarme Mensch der „Sünde“ muss nicht durch Schwächung der Natur, sondern durch Stärkung des Geistes zur Leitung durch den Geist gelangen. Nur ein Schiff, das Wind in den Segeln hat, kann gesteuert werden. Moral ist nicht an sich Dämpfung und Zusammenpressung; solche zerfrisst oft genug auch die Kraft der Vernunft, die vielmehr noch machtvoller werden muss als die entfesselte Natur. Der lebensarme Mensch der „Nichtigkeit“ aber wird nicht durch Zurückreissen und Blenden des Geistes das Leben wieder erwerben. Sondern indem der Geist seinen Weg zu Ende geht, wird er schliesslich doch immer tiefer den Weg zu dem finden, was er eigentlich meint. Denn der Geist meint ja das Leben. Nicht dahin müssen wir, die Dinge fahren zu lassen, und aus den Bindungen durch Sich-dünn-machen herauszufallen, sondern ins Ergreifen müssen wir, ins Binden und Gebunden-

werden hinein. Wir müssen mehr leben, auch wenn wir weniger leben möchten. Wir müssen leben, auch wenn wir sterben möchten. Wir müssen da sein, auch wenn wir uns lieber in nichts auflösen möchten. Buddha sagt einmal (Udana VIII 8): Wer hundertfach liebt, leidet hundertfach, wer einmal liebt, leidet einmal, wer gar nicht liebt, leidet gar nicht — und er schliesst daraus (getreu seiner Lebensanschauung, die nur Leid und Leidlosigkeit, aber keine sachlichen Werte kennt), man müsse dann eben gar nicht lieben. Wir schliessen daraus, dass man hundertfach leiden müsse; allerdings darf dies nur der unter uns sagen, der weiss, was das bedeutet, und für den die Lebensliebe tatsächlich zunächst nur noch Leiden bedeuten wird. Zunächst wird durch jene Liebe der Widerstreit immer gedrängter, auch das Leiden, die Anstrengung; aber nur durch dies hindurch gibt es wieder Freude. Je stärker, gespannter, reicher die Parteien werden, desto stärker, gespannter, erfüllter wird auch ihr Konflikt. Aber nur indem das Nein bedeutungsvoller, erfüllter wird, wird das Ja auch stärker. Dies aber ist das Entscheidende, Da ein greifbarer Sinn aus dem Weltlauf mechanisch nie herauszurechnen ist, so beruht notwendig alle Lebensanschauung, aller positive Lebensertrag darauf, dass das Ja, indem es nur da ist und wächst, schon als solches im Innersten das Stärkere ist und die Entscheidung gibt. Künstlich herabgesetztes narkotisiertes Leben gibt dies nicht her, ist nicht heilbar; künstlich herabgesetzter, angebundener, mit Scheuklappen versehener Geist dringt nicht durch. Wo keine Spannung ist, ist keine Lösung. Wer sich selbst abtötet, ist tot; das ist Selbstmord. Und es gehört keineswegs zu Gottes Wesen, dass er denen, die sich ungerufen ins Nichts der Enthaltung heruntergebracht haben, die entstandene Leere durch sich selbst ausfüllte; wohl aber, dass er jenen anderen, die sich, der Gefahr bewusst, ins Erfülltere wagen, ihren Weg schrittweise erhelle und gewährleiste.

Es ist nun aber keinesfalls die Meinung, denjenigen, welchen die lockenden Möglichkeiten reicheren Daseins noch offen und greifbar daliegen, zu allem Ansichraffen blindlings ein gutes Gewissen zu machen — und andere, denen diese Möglichkeiten berufslos verloren sind, in eine unaufhörliche Aufbäumung gegen das Schicksal zu hetzen. Es erhebt sich nun die Frage,

wie gegen solche sinnlosen Missverständnisse das aus der Strenge des Wesenhaften geforderte Vorandringen in die Einswerdung von Geist und Leben brauchbar abzugrenzen sei, das wir im Auge hatten. (Schluss folgt.)

Politische Maximen

Von Edmund Burke

Edmund Burke, 1729—1797, englischer Publizist, Staatsmann und geistiger Führer der Whigs und einer der Klassiker neuzeitlichen politischen Denkens, pflegt zu Unrecht mit den reaktionären Kritikern der französischen Revolution (J. de Maistre, Bonald, Haller u. a.) in eine Reihe gestellt zu werden. Er zeichnet sich vielmehr vor ihnen trotz allem Konservatismus durch seinen Weitblick, seine politische Generosität und durch ein immer wieder zum Durchbruch kommendes liberales Empfinden aus. Sein Scharfblick für wesentliche politische Zusammenhänge und die Kraft seiner Formulierung haben seinen Reden und Schriften einen grossen Teil ihrer Frische erhalten und lassen uns noch heute den ungeheuren Einfluss ahnen, den er zu seiner Zeit ausgeübt hat.

Der totale Krieg

Diejenigen, deren bekannte Politik es ist, jeden Staatsbürger, der der Unzufriedenheit mit der Tyrannis verdächtig ist, zu ermorden und unter den Soldaten des offenen Gegners propagandistisch zu wühlen, müssen sich auf eine hemmungslose Kriegsführung einrichten. Soweit der Krieg nicht aus Schlachten besteht, wird er aus Hinrichtungen bestehen... Auf allen Seiten werden die Höllenhunde des Krieges ohne Maulkorb losgelassen. Nachdem die neue in Paris gegründete Schule des Mordes und der Barbarei, soviel an ihr liegt, alle anderen Gepflogenheiten und Grundsätze, die bisher Europa zivilisiert haben, zerstört hat, wird sie auch die Sitte des zivilisierten Krieges ausrotten, die mehr als alles andere die christliche Welt bisher ausgezeichnet hat.